

VORWORT

»*Ruhe bewahren! Es war nur ein schlechter Film*«, titelte Der Spiegel Anfang August 2024 seinen Bericht über einen Börsencrash, als der Nikkei-Index in Tokio unerwartet plötzlich um zwölf Prozent eingebrochen war. So tief war er seit 37 Jahren nicht mehr gefallen. In der Folge machten Horrormeldungen in den Medien die Runde, dass ein großer Crash bevorstehe, der dann allerdings nicht eintrat. An der Börse gibt es immer ein Auf und Ab, der Stockmarket hat bisher jede Krise überlebt. So war es auch im Oktober 1929, am Beginn der Weltwirtschaftskrise (eine Bezeichnung, die es damals noch nicht gab), obwohl die Kurse viel tiefer fielen. Ein halbes Jahr später hatten sie sich dafür wieder etwas erholt. Natürlich gibt es zwischen einem heutigen Crash und der damaligen Krise große Unterschiede, denn damals war auch die Realwirtschaft betroffen und ab 1931 ging es überall steil bergab.

Seit dem fast sechsmonatigen Aufenthalt von Otto Scheid 1930 in den Vereinigten Staaten sind fast 100 Jahre vergangen, trotzdem lesen sich seine Briefe, als wäre alles erst gestern passiert. Ottos Schilderungen lassen die Jahre zwischen Gestern und Heute dahinschmelzen und fast irrelevant erscheinen. In seinem späteren Leben spielte dieser Besuch überhaupt keine Rolle mehr, für uns hingegen werden seine Schilderungen zu einem Zeitzeugnis: verfasst von einem 30-jährigen, in Berlin lebenden Wiener, der zufällig nach Amerika reist und dabei kein Wort Englisch spricht.

Seine Beobachtungen und Schlussfolgerungen sind weder neutral, noch geben sie ein wahres Bild Amerikas von 1930 wieder: Das ist auch gar nicht möglich. Otto ist geprägt von einer Jugend in Wien, von zehn Jahren Studium im dynamischen Berlin und einer liberalen persönlichen Einstellung. Er ist zwar Wissenschaftler, also Doktor der Metallurgie, allerdings mit einem starken künstlerischen und

musischen Einschlag. Er ist glühender Europäer, aber auch Kind seiner Zeit, liebt Autos, schöne Frauen und schätzt gutes Benehmen und zuvorkommende Höflichkeit, was ihm in Amerika anfänglich große Probleme bereitet.

Seine Sicht der Dinge ist durch seine Erfahrung geprägt: Erst wird er in Ellis Island kurz eingesperrt, dann ins Land gelassen, ohne irgendjemanden zu kennen. Er schreibt nicht viel über die damalige Arbeitslosigkeit, weil er selbst Arbeit sucht. Er trifft nicht auf die gebildete Elite Amerikas, weil er alleine gelassen wurde: Otto wäre nie in die Neue Welt gefahren, hätte ihn sein Professor in Berlin nicht dazu eingeladen – nur dieser kam nicht mit und ist auch nie nachgekommen. Mit ihm hätte Otto sicherlich einen Teil der akademischen Elite leichter kennengelernt, das war ja auch der Hintergedanke dieses Besuches. Daher bewegt er sich anfänglich in New York in einem sozialen Niemandsland. Erst durch andere deutsche Auswanderer, die allesamt als Berliner Wissenschaftler bereits in guten Jobs arbeiten, gelingen ihm Besuche bei Firmen, die er auch mit seinem Professor getätigt hätte.

Der einzig wirklich gute Kontakt, den Otto hat, ist ein entfernter Cousin in Hollywood: Louis Arzner. Dieser vermittelt ihn weiter an befreundete deutsche Auswanderer in hohen Positionen und will ihn auch mit seiner Tochter, Dorothy Arzner, die erste und einzige weibliche Regisseurin der damaligen Zeit in Hollywood, bekannt machen. Das gelingt leider nicht, da sie gerade in New York einen Film dreht, als Otto bereits am Weg über Cleveland, Detroit und Chicago nach Hollywood ist. Fast am Ende seiner Reise durch Amerika wird er sein Ziel erreichen und als Höhepunkt bei den Arzners auf den Hügeln von Los Angeles wohnen und viel gelernt haben.

Seine gesamten Briefe und Unterlagen überlebten die vielen Jahrzehnte wie ein Wunder in einer Mappe, die Ottos spätere Frau aufbewahrte. Erst nach ihrem Tod wurde diese Mappe von ihrer Tochter

gefunden und der Inhalt mit großem Erstaunen gelesen. Als ich mich mit seinen Briefen und der Zeit um 1930 zu beschäftigen begann, war ich zuerst einmal über die große internationale Bedeutung Berlins und der deutschen Sprache verwundert. Schnell fiel mir auf, dass Amerika bereits damals eine wichtige Rolle spielte und sich zu einer kommenden Weltmacht entwickeln würde – von Europa nicht wirklich wahrgenommen und lange Zeit ziemlich unterschätzt.

Mit dem Ende des Krieges 1918 hatte Österreich seine Stellung in der Welt verloren und Wien war in eine internationale Bedeutungslosigkeit versunken. Dafür liefen alle, die es in ihrem Leben noch weiterbringen wollten, von Wien nach Berlin. Nicht verwunderlich, dass die beiden Geschwister Grete und Otto ebenfalls dort landeten. Ottos Schwester Grete nicht nur, weil sie in zweiter Ehe einen Berliner Musiker heiratete, sondern sicherlich auch aufgrund ihres politischen Interesses. Er selbst suchte sich für sein hochspezialisiertes Studium die beste Universität der Welt aus: die Technische Universität Berlin-Charlottenburg mit dem weltbekannten Professor William Gürtler. Dieser war einer der führenden Wissenschaftler auf dem Gebiet der Metallkunde und hatte ein dreibändiges Standardwerk verfasst. Eine bessere Wahl konnte man damals nicht treffen.

Was die Zeit um 1930 so bedeutungsvoll macht, sowohl in Europa, in Amerika wie auch weltweit, sind die vielen Veränderungen durch den fortschreitenden Erfolg von technischen Erfindungen und die darauf folgenden politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen. Otto beschreibt in seinen Briefen genau diese dynamischen Spannungen innerhalb der amerikanischen Gesellschaft.

Auf der einen Seite mokiert er sich am Beginn über die Kältschnäuzigkeit und Unfreundlichkeit der New Yorker, ihre Unsitte, nicht den Hut zu ziehen und andauernd einen Kaugummi zu kauen. Dabei kommt es später noch schlimmer: *»Außer Sport, Autos und Jazzbands, die sie im Radio hören, haben sie keine sonstigen Interessen*

und sind daher auch himmlisch ungebildet«, schreibt er aus Cleveland. *»Wenn man in einer einzigen Wohnung war, dann hat man alle Wohnungen gesehen. Alle Häuser sind immer gleich, von der gleichen Firma gebaut und zusammengestellt ... Nichts ist individuell, alles ein Schema*«, stellt er erstaunt fest, erkennt dafür aber sofort den Pragmatismus dahinter: *»Man kann sich vorstellen, was die großen Firmen für Geschäfte machen, in einem Land mit einer gemeinsamen Sprache, einer gemeinsamen Währung, ohne Zoll und dann noch größer als Europa*«. Seine simple Schlussfolgerung lautet daher: *»Amerika hat das meiste Geld, kauft daher alles, hat alles und weiß somit auch alles!*«. Die düsteren Visionen mancher Propheten von damals: *»... wogegen die häufige Behauptung, Europa amerikanisiere sich, geradezu lächerlich erscheint*«, teilt er zwar nicht, täuscht sich aber trotzdem: *»Das wird es nie geben, auch im Falle, dass es einmal die Vereinigten Staaten von Europa geben sollte*«.

Auf der anderen Seite lernt er langsam die neue Kraft dieser Welt kennen: *»Niedrigste Arbeiten werden hier ebenso geschätzt wie höhere. Eine Sache, die mir sehr gefällt. Unterschiede sind hier kaum merkbar*«. Und weiter: *»Wenn man nur eine Spur Ahnung von Technik hat, kann man hier schon sehr weit kommen. Technik, Technik und wieder Technik – damit kann man in Amerika schwer verdienen ...*«. Daraus entwickelte sich später die Soft Power eines Silikon-Valleys: damals noch ohne Software.

Gegen Ende seines Aufenthaltes sieht er die Dinge bereits viel klarer: *»Irgendwo hat Amerika seine ganz unleugbaren Meriten ... Alle Nationen finden sich hier zusammen. Ein jeder lässt den anderen gelten, sofern er sich äußerlich zumindest amerikanisiert hat ... Ich kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie geringschätzig über Europa lachen. Man denkt hier nur an das Geschäft und nicht an Partei- oder Klassegefühle ...*«. Nach fast sechs Monaten in Amerika verbleibt seine Meinung bestehen: Geld regiert hier die Welt – und wer mehr davon hat, bekommt auch immer recht.

Zurück zu den entscheidenden Jahren um 1930. Eine der wichtigsten Entwicklungen für eine moderne Infrastruktur ist dem damaligen Zeitgeist entsprungen: die »Route 66«! 1927 wurde die Idee für eine Straßenverbindung zwischen dem Ost- und Westteil der Vereinigten Staaten geboren. Die geplante Strecke sollte von Chicago nach Los Angeles führen und war anfänglich teilweise noch eine Präriepiste. Den Hunger der neuen Autobesitzer nach langen und schnellen Fahrten im eigenen Wagen umschreibt Otto trefflich mit: »Meilenfresser«, ein beliebter Zeitvertreib am Wochenende. Obwohl erst viel später, Mitte der Dreißigerjahre, durchgehend asphaltiert, ist diese Route 66 inzwischen in die Geschichte eingegangen, in vielen Songs der Country- und Pop-Musik wurde sie verherrlicht:

*»Well, if you ever plan to motor west
Travel my way, take the highway that's the best
Get your kicks on Route 66«
(Text von Bobby Troup, 1946).*

Heute ist sie nur noch als »Historical Route 66« in Erinnerung und kaum erhalten. Erstaunlicherweise hatte diese Streckenführung noch zu ganz anderen Entwicklungen beigetragen: Was wir heute als Motel kennen, ist auf der Route 66 entstanden; und sie hat auch einem Sport zu einer frühen Bedeutung verholfen: dem Langstreckenlauf. Dieser erste organisierte Transkontinentallauf (Bunion Derby) fand 1928 auf eben dieser Strecke statt, um die gerade ins Leben gerufene Verbindung populär zu machen. Ein Fest für den neuen Straßenbau.

Im Osten der Vereinigten Staaten existieren bereits überall sehr gute Landstraßen und diese fallen dem Autofan Otto natürlich sofort auf. Akribisch beschreibt er diese wunderbar asphaltierten Fahrbahnen auf gut befestigtem Untergrund, welche die meisten Großstädte 1930 verbanden, wogegen es in Mitteleuropa noch viele staubige Landstraßen gab. Ein Umstand, den er bemerkenswert

empfand, da der Benzinpreis damals in den Staaten bei 0,03 Cent [€ 0,45] lag, wobei die Steuern für die Straßenerhaltung bereits beinhaltet waren.

Jeder, der damals die USA besuchte, konnte die Erfolge auf diesem Gebiet leicht erkennen. Zwar stank und roch es in den Häuserschluchten von Manhattan und anderswo permanent nach Öl und Benzin, doch die meisten konnten sich zumindest ein gebrauchtes Fahrzeug leisten. Das »Ford-T-Modell« war zum Volkswagen Amerikas geworden.

Immer wieder schreibt er auch von den vielen erfolgreichen Deutschen, die in führenden Positionen der Wirtschaft sitzen und bereits gänzlich amerikanisiert sind. Die deutsche Sprache war ihnen allen bereits abhanden gekommen. Louis Arzner, der ausgewanderte Cousin aus Deutschland, ist dafür ein gutes Beispiel, obwohl er nicht durch einen technischen Beruf zu Erfolg und Reichtum gekommen war. Auch er sprach kein Wort Deutsch mehr: als ihn Otto in Hollywood traf, war er 63 Jahre alt und lebte bereits 49 Jahre in den USA. Mein Urgroßvater in Wien bezeichnete ihn noch als »schwarzes Schaf«. Musste man also im alten Europa ein schwarzes Schaf sein, um in Amerika Erfolg zu haben?

Über die Prohibition, also das Alkoholverbot in den Staaten, von 1920 bis 1933, schreibt Otto ziemlich ausführlich. Über einen der großen Profiteure, über Al Capone und die Mafia, verliert er kein Wort, sogar dann nicht, als er Chicago besucht. Ich erinnere mich nur an eine markante Stelle in einem Brief an seine Schwester Grete in Berlin, wo sich Otto über die sehr populären »Raub- und Mordgeschichten aus Chicago« in den Tratschblättern von Cleveland lustig macht. Solche Themen nehmen in seinen Briefen sonst überhaupt keinen Platz ein.